

# Patriotismus

Autor(en): **Schaffner, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **03.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748558>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## PATRIOTISMUS

Ich musste Vorwürfe hören über einen in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichten Aufsatz, wo im Gedankengang eines Basler Rektors die fünfzehnhundert Draufgänger von Sankt Jakob im Vergleich mit der tragischen Kulturerscheinung einer frühverstorbenen Lehrerin als wüste Bauernrotte herauskommen. Ich könnte die Gerechtigkeit beanspruchen, dass mir die Meinung irgend einer zu dialektischen Zwecken konstruierten Figur nicht persönlich unterlegt wird; wo wäre sonst der Dichter außer Christoph Schmid, der nicht beschuldigt werden könnte, zu Raub und Mord aufgestiftet zu haben? Ich kann auf diesen Rechtschutz verzichten, weil mir die berühmte Vorhut wirklich wüst vorkommt. Alle patriotischen Feiern und Begeisterungen können nichts an der Einsicht ändern, dass der Untergang der fünfzehnhundert Einzelnen vermieden und dagegen einem entschiedenen Erfolg des Ganzen gerufen worden wäre, hätte sich jedermann an seine Weisungen gehalten. Es wäre nicht das einzige Mal gewesen, dass die Eidgenossen im Angesicht einer Gesamtgefahr ihre Händel begruben und in der organisierten Gesamtabwehr neue Einigkeit und Freude am Bund gewannen. Es heißt einfach, die hohen staatsmännischen Qualitäten der Alten leugnen, zu behaupten, dass der Selbstmord der Fünfzehnhundert nötig war, um die Schweiz zu retten. Er hat Basel gerettet, nicht weil er Basel retten wollte, sondern in der beim Auszug nicht ins Auge gefassten Folge. Wäre die Rettung Basels beabsichtigt und der Haufen nicht von Raufsucht und Beutegier, sondern vom politischen Geist der schweizerischen Staatsmänner losgelassen worden, so wäre es auch bekannt gewesen, dass Basel für den Augenblick besser zu helfen war, indem man die Fünfzehnhundert in die wohlversehene Stadt zur Verteidigung steckte, als indem man sie unter den Mauern zusammenhauen ließ. Inzwischen wäre die Einigung der Eidgenossen zustande gekommen und in zwei raschen Schlägen ohne übermäßige Opfer der Doppelgefahr am einzelnen Platz beigegeben worden. Das war zu allen Zeiten die Politik und Strategie der Alten; sie hätte sich auch sicherlich in diesem Fall bewährt. Die Bündnispflicht gegen Basel wäre im Dienst des eigenen Interesses automatisch miterfüllt worden. So ist es eine patriotische

Lüge, dass die Fünfzehnhundert untergegangen seien, weil sie Basel retteten. Sie zogen von der belagerten Farnsburg weg, weil ihnen die Belagerung verleidet war und sie bei den Franzosen leichtere Beute erhofften. Diese Hoffnung war so stark, dass sie die Warnung des wohlunterrichteten Heman Sevogel in den Wind schlugen. Sie beleidigten und schmähten ihre Hauptleute, die ihnen befahlen, nach dem ersten Erfolg an der Birs, als die allgemeine Angabe von der numerischen Übermacht der Franzosen langsam Wahrscheinlichkeit erhielt, umzukehren. Nachdem sie einmal den Feind rochen, ging es ihnen, wie der Dogge mit dem Kater. Der achte Teil des Haufens blieb zurück, um die Gefallenen zu plündern. Den Boten der Basler, der dem Haufen nun auch die Warnung des Basler Großen Rates brachte, schlugen sie tot, angeblich, weil sie ihn wegen seines elsäbischen Dialekt für einen Spion der Franzosen hielten, obwohl er sie mit einem Kameraden von Liestal gegen Basel geführt und erst in der Hart verlassen hatte, um den Baslern Bericht zu bringen. Dem Parlamentär der Franzosen endlich, Burkhard Münch, der ihnen den freien Abzug bringen sollte, durfte einer aus der Mannschaft wegen einer durchaus erlaubten und feldmäßigen Äußerung mit einem Steinwurf das Gesicht zerschmettern. Diese Untat viel mehr als der imaginäre Wunsch, Basel zu retten, verursachte den völligen Untergang des Haufens. Das alles ist ungeordnet, wüst, eigenmächtig, roh und disziplinos. Als sich der Haufe einmal in das französische Heer gestürzt hatte und ihm der Rückzug abgeschnitten war, blieb ihm nichts anderes übrig, als die Schmach der Gefangenschaft oder der Tod des Ebers. Man kann die Ehrenhaftigkeit der Wahl anerkennen, aber man darf mit dem Wissen um die Notwendigkeiten eines gesitteten Staatslebens das Datum nicht zum Idol erheben und Kultus damit treiben. Die Gebärde dieses Unterganges ist großartig, aber unkultiviert, und um so bedauerlicher, je unnötiger sie war. Muss es nicht verwundern, dass gerade die sittenloseste Gebärde der ernsthaften Schweizergeschichte — ich sehe hier von allen gelegentlichen Flegeleien ab — das luxuriöseste Monument erhalten hat, während die klugen, weitblickenden Grundtaten der Gründung und der ersten schönen Schlachten nur durch einen Stein am Vierwaldstättersee und den kleinen Altdorfer Tell belegt sind?

Aber die Angelegenheit hat einen ernsthaften Hintergrund; sie gibt Rückschlüsse auf die Beschaffenheit des landläufigen Patriotismus an die Hand. Als ich einmal im Verlauf eines nächtlichen Feldwachtgesprächs auf die Bedeutung hinwies, die der deutsche Arbeiter, Betriebsleiter, Ingenieur und Unternehmer in unserm wirtschaftlichen Fortschritt hat, wurde mir zum Beschluss mitgeteilt, ich könne froh sein, dass ich keine Prügel bekomme. Das geschah im Bataillon 53 der Basler Landschaft. Ich habe dort und später anderweitig mehr als einmal die volkstümliche Ansicht aussprechen hören, dass wir bei einem Krieg mit Deutschland die Schwaben gerade so zum Teufel jagen würden, wie es im denkwürdigen Jahre 1499 geschah. Das klingt bizarr, ist darum aber nicht weniger Tatsache. Man dürfte darüber lächeln, wenn der Zustand nicht seine sehr bedenkliche Genesis hätte: er zeigt in einem auffälligen Schlaglicht, dass der Geschichtunterricht bei uns im Argen liegt. Wenn die Bauernkinder nicht so sehr und einseitig mit den Erfolgen der jungen, robusten Schweiz patriotisch hochgestochen, sondern mehr mit den Misserfolgen und Demütigungen der neueren Geschichte bekannt gemacht würden, könnten sie als junge Männer nicht so alles Distanzgefühls beraubt in das groß-politische Leben eintreten. Was bei den Bauern drastisch zur Erscheinung kommt, liegt im schweizerischen Städter und Intellektuellen als latente seelische Situation vor: wir erscheinen uns nachgerade als eine Art auserwählten Volkes, das allen Grund hat, mit mehr oder weniger leiser Verachtung auf die staatlich anders organisierten deutschen Bruderstämme herabzusehen. Wenn es nicht so wäre, wenn wir ein offenes Auge für Größenunterschiede, ein wohlgeschultes Verständnis für Machtverhältnisse in das öffentliche Dasein aus unsern Schulen mitnähmen, so hätten wir mehr Glück im politischen Geschäft. Nicht unsre Kleinheit ist schuld, dass sich in unserm Konto die Fehlschläge häufen, sondern die innere Verworrenheit, mit der unsre Männer ins internationale Wettspiel eintreten. Wer beinahe zwanzig Jahre lang sich unter dem Bewusstsein seiner nationalen Auserwähltheit und Kostbarkeit entwickelt, hat nachher, wenn er nicht ein außerordentlich bewegliches Temperament ist, nur zwei Stimmungen, mit denen er zwischen die realen Mächte der Gegenwart tritt: Überheblichkeit oder Kleinmut. Wir sind keine beweglichen Temperamente. Die

Verwandlung fällt uns im allgemeinen schwer. Daher sehen wir die Haltung unserer Regierung seit Jahren zwischen jenen beiden Stimmungen hin und her schwanken. Das ist schon eine so eingebürgerte Tatsache, dass wir uns bald daran gewöhnt haben. Man geht wohlgefällig an ein Geschäft, das sich einem unter den Händen kompliziert und verwickelt, weil man in sich jene Festigkeit und Schlaueit, die die Alten aus der Kenntnis der wahren Verhältnisse zogen, nicht fühlt. Wir sind nicht durch nationale Selbstkritik gestählt und durch internationale Lehren einer neueren Geschichte gewitzigt. Die Ruhmesdaten der Deutschen sind erst vierzig Jahre alt; sie sind Gegenwart und wirken Gegenwart. Unsere Ruhmesdaten sind fünfhundert Jahre alt und haben die Keimfähigkeit verloren; sie können nur noch falsche Vorstellungen und abstrakte Feststimmungen schaffen, weil alle Zustände sich inzwischen total geändert haben. Wie schnell übrigens eine große Vergangenheit veraltet und an aktueller Wirkung einbüßt, gibt bereits eben dies Deutsche Reich zum Studium. Auch das Verhältnis von 1870 hat sich schon verschoben; Deutschland muss sich neu orientieren, nachdem es die Niederlage von Algeciras erlebte. Es ist auffällig, wie die vorübergehende Schwäche der deutschen Regierung damals der stereotypen Haltung unserer Diplomatie glich; sie markierte sich durch Willkür und Kleinmut, alles in allem durch Haltlosigkeit. Der Marokkohandel war das erste Geschäft, zu dem das Deutsche Reich keinen Maßstab aus der Vergangenheit nehmen konnte. Es scheint aber, als ob man rasch gelernt hätte.

Es fehlt uns nicht nur an nationaler Selbstkritik, sondern an weltmännischer Korrektur. Wir sind durchaus abgeneigt, uns von Ausländern tadeln zu lassen. Wir empfinden jede Einwendung gegen unsere Eigenart als böswilligen Vorgang. Geschehnisse wie der schweizerische Krieg gegen die „Woche“ und der Aufstand gegen Professor Vetter pflegen heute nur noch in den kleinen slavischen Donaustaaten zu passieren. Es gibt bei uns nichts wunderbares, als dass wir mitten zwischen vier Großmächten eine so empfindliche und unbelehrbare Privatunternehmung geblieben sind. Es ist undenkbar, dass wir uns sagen lassen könnten, was das Deutsche Reich sich sagen lassen muss, ohne Mann für Mann aus der Haut zu fahren und einen Feldzug zu riskieren. Wir reagieren durch nationale Entrüstung auf internationale Kritik. Die

jüngste Vergangenheit beweist es; man kann es nicht wegstreiten. Der Wochenrummel wäre bei einer politisch richtig erzogenen Generation unmöglich, ganz besonders bei einer Generation deutschen Stammes. Wir sind doch sonst keine Schreihälse und Entrüstlinge. Unsere Ruhe und Stetigkeit hebt sich entschieden und zweifellos ab von dem heißgespornten Chauvinismus der zwei Millionen Neuserben. Um so befremdlicher erscheinen jene Vorkommnisse. Die Kravallanten vor Vettters Haus waren nicht Baselbieter Bauernburschen, sondern Studenten, künftige Ärzte, Lehrer und Staatsmänner. Nicht das dumpfe Volk entrüstete sich über den „Woche“-artikel, sondern das lesende Publikum, die gebildete Schicht, unsere Intelligenz. Das sind keine abgetanen Dinge; die Stimmung herrscht weiter. Wir sind gewöhnt, uns in bengalischer Beleuchtung zu sehen und nehmen es übel, wenn von außen versucht wird, uns die Läden ein bisschen aufzuziehen. Es dürfte in einer erkenntnisreichen Gesellschaft nicht möglich sein, dass es Proteste hagelt, wenn ein geschichtliches Datum realistisch betrachtet wird. Es ist uns damit nicht gedient, wenn wir rüde Gesellen und ausgemachte Taugenichtse sich durch patriotischen Eifer Dekor geben sehen. Es ist ein Landschaden, dass kluge, bestrebte Männer pathetisch werden, wenn es sich um die Betrachtung des Tabernakels handelt, sentimental oder feig, wo die sonst fleißig geübte Analyse auf nationale Werte angewendet werden soll. Es bleibt uns gar nichts anderes übrig, als umzulernen, umzufühlen, einzusehen, oder unbelehrt und unbedauert weiter abwärts zu steigen im europäischen Ansehen. Es ist jetzt die Zeit da, wo es fruchtbar wäre, Kritik zu treiben, Tadel zu hören, aus Niederlagen zu lernen.

Um aus Niederlagen zu lernen, müssen die Niederlagen gelehrt werden. Wir können aus den schweizerischen Siegen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nichts mehr lernen. Wir haben moderne Kriegstaktik, weittragende Gewehre, Schnellfeuerkanonen, Massenheere. Unsere Nachbarn sind starke, fest konsolidierte Staaten geworden, die uns in aller kürzester Frist ihre ganze Wehrmacht fühlen lassen können. Die Zeiten, in denen wir ihnen gemächlich eine Armee nach der andern zusammenhieben, sind lange vorbei. Wir haben uns neutralisieren lassen. Unser Kampf und Handel mit den Nachbarn ist heute wirtschaftlich; er spielt

sich nach kaufmännischen Prinzipien ab. Ein kleiner Kaufmann kann neben einem großen bestehen, wenn er sein Geschäft, den Markt und seine Mittel kennt. Mehr braucht er nicht. Wenn er sich als einen Ausnahmemenschen betrachtet, so erhöhen sich seine Spesen und verschiebt sich sein Gesichtsfeld. Manchmal muss er sich entschließen, seinen Vorteil beim Vorteil eines größeren Unternehmers zu suchen; er treibt Politik mit dem Stärkern gegen den Schwächern. Unsere Eisenbahnpolitik wollte von allen Nachbarn profitieren, und fällt zwischen alle Stühle hinab. Frankreich umgeht den Simplon mit seinen Zufahrten; wir haben das teure Instrument auf dem Hals. Deutschland ist pikiert und hat die gute Laune für unsern Gotthardthandel verloren. Das ist unsere Schuld; diesmal ging unser Interesse mit Deutschland. Die richtige Einstellung fehlte; wir hätten es besser haben können. Man hat bei uns noch nicht gemerkt, dass Deutschland der stärkere Geschäftsfreund ist; es dekoriert immer noch, mit Frankreich vertraut zu sein. Vielleicht hat man sich auch vom Eduardschen Zauber, der jetzt so rasch verfliegt, verwirren lassen. Wir vermissen die Orientierung in der modernen Politik der Eidgenossenschaft. Es blüht bei uns dato keine Aktion außer der Festrede. Der Geschichtsunterricht in der Schule ist eine einzige Festrede. Sie beginnt heroisch und rührend zugleich mit den Daten des dreizehnten Jahrhunderts, schwingt sich mit langsamen, feierlichen Flügelschlägen über idealisierte Zeiten hin, und hat einen so merkwürdigen Schnabel, dass sie aus den beschämenden und schmerzlichen Vorgängen nur die wackern Immerhins und die braven Dennochs saugt. Die Schulgeschichte ist eine alte gute Adlergroßmutter mit dem Zirpen der Grasmücke in der verkümmerten Kehle und der permanenten Lobträne im erblindeten Auge. Sie brütet junge Hühnchen aus und ihr Glück ist weitbekannt. Wenn es anders wäre, so wären die Folgen anders. In Deutschland redet man nicht soviel von 1813 wie in der Schweiz von 1291. Dafür kennt jeder deutsche Junge die Feinde seines Staates; unsere jungen Leute werden über die Gefahren der modernen Eidgenossenschaft im Unklaren gelassen. Es ist nötig, dass die schweizerische Schule anfängt zu trachten, mit ihrem Geschichtsunterricht eine Nützlichkeit zu verbinden, dass sie sucht, Anwendungen aus gegenwärtigen Verhältnissen auf die Seele des Kindes

herzustellen, dass sie ihr Material aus näherliegenden Gebieten bezieht, in denen sich leichter etwas merkt, wo es nicht mehr so unerreichbar heldenhaft zugeht und die Sage nichts zu umspinnen findet, wo Fehler von unsern Fehlern, Nöte von unsern Nöten erscheinen und die Nutzenanwendung den Schüler direkt angeht. Vielleicht bringt es dann die Schule wieder dazu, wohlorientierte Patrioten ins Leben zu schicken, deren Mutterwitz und Tatkraft nicht an den Hemmungen schöner Imaginationen und Wirklichkeiten unerwartet scheitern, und deren Selbstvertrauen aus Erkenntnis des Gegenwärtigen entwickelt ist, statt aus Aneignung vergangenen Ruhms. Aber wahrscheinlich wird ihr die Schule des Lebens zuvorkommen.

BASEL

JAKOB SCHAFFNER



## DER FRÜHLING

Was ist der Frühling? — Ein Feiertagsheld!  
Du liegst unter Primeln, im grünen Feld  
Und blinzelst in die Sonne.  
Du siehst ein allgütiges, rotes Licht  
Durch geschlossene Lider und rührst dich nicht  
Und trinkst vom Strahlenbronne.

Du hörst der Amsel inbrünstigen Schlag:  
„Der Tag hat begonnen, der selige Tag!  
Die Erde ist genesen!“  
Die Sehnsucht erfüllt sich. Das Leben keimt.  
Was Stimme hat, jubelt, dichtet und reimt  
In hoffnungsfrohen Thesen!

Und der Mensch ist am seligsten. Nicht von der Nacht  
Des letzten Winters nur ist er erwacht,  
Vom Winter, dem Hoffnungsdiebe, —  
Nein, all seines Lebens Leid und Verzicht  
Seit Jahren bis heute wird siegreiches Licht  
Und Liebe, Liebe und Liebe!

CHARLOT STRASSER

